

Fischer Klassik

Bahnhofskonzert

Das Ossip-Mandelstam-Lesebuch

Bearbeitet von
Ossip Mandelstam, Ralph Dutli

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 400 S. Paperback
ISBN 978 3 596 90601 7
Format (B x L): 12,6 x 19 cm
Gewicht: 389 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Literatur: Editionen, Kritische Editionen](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Osip Mandelstam

Bahnhofskonzert

Das Ossip-Mandelstam-Lesebuch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

MUSIK IN PAWLOWSK

Ich kann mich gut an Russlands dumpfe Jahre erinnern – die neunziger Jahre, ihr langsames Dahinkriechen, ihre kränkliche Ruhe, ihr tief provinzielles Dasein. Eine stille, flache Bucht: letzte Zuflucht eines sterbenden Jahrhunderts. Beim Frühstückstee Gespräche über Dreyfus, die Namen der Obersten Esterhazy und Picquart, nebelhafte Wortgefechte über irgendeine »Kreutzer-Sonate« und den Dirigentenwechsel am hohen Pult des gläsernen Bahnhofs in Pawlowsk, der mir vorkam wie ein Wechsel von Dynastien. Reglos dastehende Zeitungsverkäufer an den Straßenecken, ohne jeden Ausruf, ohne Bewegung, wie Klötze auf den Trottoirs festgewachsen, und schmale Droschken mit dem kleinen Klappsitz für den dritten Passagier – so fügen sich die neunziger Jahre in meiner Vorstellung eins ums andere aus verstreuten Bildern zusammen, die dennoch innerlich miteinander verbunden sind durch eine stille Ärmlichkeit und die kränkliche, todgeweihte Provinzialität eines sterbenden Lebens.

Weite Puffärmel an den Damenkleidern, üppig aufgepolsterte Schultern und eingeengte Ellbogen, enggeschnürte Wespentailen, Schnurrbärte, Spitzbärte, geschniegelte Bärte; Männergesichter und Frisuren, denen man heute wohl nur noch in der Porträtgalerie irgendeines heruntergekommenen Friseurs begegnen könnte, Haarschöpfe *à la Capoul* und Frisuren in der Eierschalenmode.

Worin die neunziger Jahre bestanden, lässt sich in zwei Worten sagen. Puffärmel und Musik in Pawlowsk. Die Kugeln dieser Damenärmel drehen sich wie alles andere um den gläsernen Bahnhof in Pawlowsk, und im Zentrum dieser Welt steht – der Dirigent Galkin.

Mitte der neunziger Jahre eilte ganz Petersburg nach Pawlowsk wie in irgendein Elysium. Pfliffe von Dampflokomotiven und die Klingelzeichen vor der Abfahrt der Züge mischten sich mit der patriotischen Kakophonie der Ouvertüre auf das Jahr 1812, und ein besonderer Geruch stand in diesem riesigen Bahnhof, in dem Tschaikowskij und Rubinstein regierten. Feuchtende Luft modri-

ger Parks, der Geruch fauliger Warmbeete und Treibhausrosen, und ihm entgegen – die schweren Ausdünstungen des Büfetts, beißender Zigarrenrauch, brandige Bahnhofsluft und die Kosmetika einer vieltausendköpfigen Menschenmenge.

Der Zufall wollte es, dass wir Pawlowsker Vorstädter wurden, d. h., wir wohnten das ganze Jahr über in einem Winterhaus dieser Stadt der alten Weiblein, in diesem russischen Halbversailles, dieser Stadt der Hoflakaien, Staatsratswitwen, rothaarigen Polizeioffiziere, schwindsüchtigen Pädagogen (in Pawlowsk zu wohnen galt für gesünder) und bestechlichen Beamten, die das Geld für eine Villa zusammengerafft hatten. Ach diese Jahre, als Figner die Stimme verlor und zusammengesetzte Bildchen die Runde machten: Auf der einen Seite singt er, auf der anderen hält er sich die Ohren zu. Diese Jahre, als die sorgsam gebundenen Zeitschriften »Ackerland«, »Neuland der Welt« und »Der Bote der ausländischen Literatur« für lange Zeit das Fundament der Spießbürgerbibliotheken bildeten und die Gestelle und Lombertischchen eindrückten.

Solche Enzyklopädien der Wissenschaft und der Technik wie jene gebundenen Märchenungeheuer gibt es heute nicht mehr. Doch all diese »Weltpanorama«- und »Neuland«-Blätter waren eine wahrhaftige Quelle der Weltkenntnis. Ich liebte die Rubrik »Vermischtes« mit ihren Meldungen über Straußeneier, zweiköpfige Kälber und Feste in Bombay und Kalkutta und ganz besonders die Abbildungen, die großen, die eine ganze Seite einnahmen: an Brettern festgebundene malaiische Schwimmer, die über Wellen von der Höhe eines zweistöckigen Hauses gleiten, oder das geheimnisvolle Experiment des Herrn Foucault – eine Metallkugel und ein riesiges Pendel, das sich um diese Kugel bewegt, und die das Schaustück umdrängenden würdevollen Herren mit Halsbinden und Spitzbärtchen. Mir scheint, dass die Erwachsenen dasselbe lasen wie ich, d. h. vor allen Dingen die Beilagen, die endlose damals ins Kraut schießende Literatur der Beilagen zum »Ackerland« und zu anderen. Unsere Interessen waren überhaupt immer gleich, und mit sieben oder acht Jahren war ich ganz auf der Höhe meiner Zeit. Immer öfter hörte ich den Ausdruck »*fin de siècle*«, der mit

leichtsinnigem Stolz und koketter Melancholie ausgesprochen wurde. Es war, als hätte dieses seltsame Jahrhundert, kaum hatte es Dreyfus freigesprochen und die Sache mit der Teufelsinsel erledigt gehabt, seinen Sinn verloren.

Ich habe den Eindruck, die Männer seien Tag und Nacht ausschließlich von der Dreyfus-Affäre verschlungen gewesen und die Frauen, d. h. die Damen mit den Puffärmeln, hätten nichts anderes getan, als Dienstmädchen einzustellen und wieder zu entlassen, was eine unerschöpfliche Nahrung für angenehme und lebhaftes Gespräche abgab.

Am Newskij-Prospekt, im Pfarrhaus der katholischen Katharinenkirche, lebte ein ehrwürdiges altes Männchen – Père Lagrange. Zu Hochwürdens Obliegenheiten gehörte es, arme junge Französinen als Kindermädchen an ordentliche Häuser zu empfehlen. Die Damen gingen mit ihren Besorgungen aus dem Kaufhof direkt zu Père Lagrange, um sich von ihm beraten zu lassen. Im einfachen Priesterrock kam einem das alte Männchen entgegen und machte gütig mit den Kindern salbungsvolle, katholische Späßchen, die mit französischem Esprit gewürzt waren. Die Empfehlungen von Père Lagrange galten sehr viel.

Das berühmte Vermittlungsbüro für Köchinnen, Bonnen und Gouvernanten in der Wladimirskaja, wohin ich recht oft mitgenommen wurde, glich einem richtigen Sklavenmarkt. Die auf eine Stelle hoffenden Mädchen wurden der Reihe nach vorgeführt. Die Damen beschnupperten sie und verlangten Zeugnisse. Das Zeugnis einer vollkommen unbekanntem Dame, ganz besonders einer Generalsgattin, war von einigem Gewicht. Manchmal jedoch geschah es auch, dass das zum Verkauf vorgeführte Geschöpf seinerseits die Käuferin von oben bis unten musterte, ihr ins Gesicht schnaubte und sich darauf abwandte. Dann lief auch schon die Vermittlerin dieser Sklavenmädchen herbei, entschuldigte sich und sprach vom Niedergang der guten Sitten.

Noch einmal schaue ich auf Pawlowsk zurück und gehe am Morgen über die Pfade und Parkettböden des Bahnhofs, wo in einer Nacht gute dreißig Zentimeter hoch Konfetti und Papierschlängen

angeweht worden sind – Spuren eines Sturms, der den Namen »Benefice« trug. Die Kerosinlampen verwandelten sich in elektrische Lampen. Auf den Petersburger Straßen fuhr noch immer die Pferdebahn, von stolpernden Gäulen gezogen, die aussahen, als kämen sie direkt aus dem *Don Quijote*. Auf der Gorochowaja verkehrte, bis zum Alexandergarten, das »Kutschchen«, die älteste Form öffentlicher Fortbewegung in Petersburg. Nur über den Newskij sausten, in schrillum Geklingel, die neuen Wagen der Expressbahn, gelb gestrichen im Unterschied zu den alten, schmutzig bordeauxroten und gezogen von kräftigen und satten Pferden.

KINDLICHER IMPERIALISMUS

Um die Reiterstatue Nikolajs des Ersten gegenüber dem Ratsgebäude stapfte unablässig ein vom Moos des Alters überwachsender Grenadier im Kreis herum, der im Sommer wie im Winter eine zottige, tief ins Gesicht gezogene Hammelfellmütze trug. Der Kopfschmuck glich einer Mitra und hatte fast die Größe eines ganzen Hammels.

Wir Kinder unterhielten uns mit dem altersschwachen Wachposten. Er enttäuschte uns, weil er nicht aus dem Jahr 1812 stammte, wie wir gedacht hatten. Dafür erzählte er uns dann auch von anderen Großväterchen, dass sie die letzten Wachsoldaten seien, die noch unter dem Zaren Nikolaj gedient hätten, und dass von ihnen in der ganzen Kompanie vielleicht fünf oder sechs Leute übrig geblieben seien.

Der Eingang in den Sommergarten von der Uferstraße her, wo der Gitterzaun und die Kapelle stehen, und genau gegenüber der Ingenieurschule, wurde von medaillendekorierten Wachtmeistern bewacht. Sie bestimmten, ob ein Mensch anständig angezogen war oder nicht, und jagten Leute in Russenstiefeln fort, ließen Schirmmützen und ärmliche Kleider nicht hinein. Die Sitten und Gebräuche der Kinder im Sommergarten waren hoch zeremoniell. Nach

einem Geflüster mit seiner Gouvernante oder dem Kindermädchen näherte sich so ein Nacktbeinchen einer Parkbank, machte seinen Kratzfuß oder seinen Knicks und piepste: »Kleines Mädchen (oder kleiner Junge – so war die offizielle Anrede), hätten Sie nicht Lust, ein wenig ›Goldenes Tor‹ oder ›Diebstöcklein‹ mit mir zu spielen?«

Nach einem solchen Auftakt kann man sich vorstellen, wie lustig das Spiel dann war. Ich spielte nie, allein schon die Begrüßung war mir zu gezwungen.

So kam es, dass meine frühe Petersburger Kindheit unter dem Zeichen eines richtigen Militarismus sich abspielte, und das war tatsächlich nicht nur meine Schuld, sondern auch die Schuld meines Kindermädchens und einer bestimmten Straße des damaligen Petersburg.

Wir gingen auf der Großen Morskaja spazieren, in ihrem menschenleeren Teil, wo die rote Lutheranerkirche stand und das Mojka-Ufer mit Holzklötzen gepflastert war.

So näherten wir uns unmerklich dem Krjukow-Kanal, dem holländischen Petersburg der Schiffsbauhallen und der Neptunsbögen mit ihren Flottenemblemern und schließlich den Kasernen der Gardemarine.

Dort wurden auf einem grünen, unbefahrenen Straßendammbahn die Marinegardisten gedrillt, und Kupferpauken und Trommeln erschütterten das stille Wasser des Kanals. Mir gefiel die Auswahl der Soldaten nach physischen Gesichtspunkten: Alle waren sie überdurchschnittlich groß. Das Kindermädchen teilte meinen Geschmack vollkommen. So hatten wir uns einen Matrosen ausgesucht, der uns von allen am besten gefiel – einen »mit schwarzem Schnauzbart«, und kamen immer, um ihn ganz persönlich uns anzuschauen, hatten ihn auch sofort in der Formation ausfindig gemacht und konnten dann bis zum Schluss der Übung kein Auge mehr von ihm wenden. Auch heute noch würde ich ohne jegliches Schuldbekenntnis sagen, dass ich mit sieben oder acht Jahren das ganze Massiv Petersburgs, seine mit Granitwürfeln oder Holzklötzen gepflasterten Stadtviertel, das ganze zarte Herz der Stadt

mit seiner Meeresflut an Plätzen, mit seinen lockigen Gärten, den Inseln der Denkmäler, den Karyatiden der Eremitage, der geheimnisvollen Millionnaja-Straße, wo nie auch nur ein Passant zu sehen war und wo ein einziges Kramlädchen sich zwischen die Marmorblöcke hatte hineinzwängen können, ganz besonders aber den Generalstabsbogen, den Senatsplatz und das holländische Viertel für etwas Heiliges und Feierliches hielt.

Ich weiß nicht, womit die Phantasie der kleinen Römer ihr Kapitol bevölkert hat – ich jedenfalls bevölkerte diese Festungen und Plätze mit einer unerhörten, idealen, allumfassenden Parade.

Bezeichnend, dass die Kasaner Kathedrale, trotz des tabakfarbenen Halbdunkels ihrer Gewölbe und ihres zerlöchernten Fahnenwaldes, für mich auch nicht für einen Groschen Glaubwürdigkeit besaß.

Auch dieser Ort hatte etwas Ungewöhnliches an sich, doch davon später. Das Hufeisen der steinernen Kolonnaden und das breite, kettenbesäumte Trottoir waren wie geschaffen für Unruhen, und deshalb war dieser Ort in meiner Phantasie nicht weniger interessant und bedeutsam als die Maiparade auf dem Marsfeld. Wie wird das Wetter sein? Wird sie auch nicht abgesagt? Und wird sie dieses Jahr überhaupt stattfinden? ... Doch da wurden entlang dem Sommerkanal auch schon Bretter und Stangen ausgeladen, schon hämmern auf dem Marsfeld die Zimmerleute, schon schwellen Tribünen zu Berghöhen auf, schon wirbeln Staubwolken herum von simulierten Attacken und winken die als Markierungspunkte aufgestellten Infanteristen mit ihren Signalfähnchen. In rund drei Tagen war die Tribüne erbaut. Diese Schnelligkeit kam mir wie ein Wunder vor, und die Ausmaße des Baus schienen mir erdrückend wie beim Kolosseum. Jeden Tag besuchte ich die Baustelle, bewunderte den flüssigen Fortgang der Arbeit, kletterte auf den Leitern herum, fühlte mich wie auf einer Bühne, als Mitwirkender bei dem herrlichen Schauspiel des folgenden Tages, und beneidete sogar die Bretter, die gewiss die Attacke würden sehen dürfen.

Wenn man sich unbemerkt im Sommergarten verstecken könnte! Und dann das Durcheinander von hundert Kapellen, ein Feld, auf

dem Bajonette wie Ähren aufschießen, die Ackerstreifen der Infanterie und der berittenen Formationen, als stünden da keine Regimenter, sondern Buchweizen, Roggen, Hafer und Gerste. Unmerkliche Bewegung zwischen den Regimentern entlang den inneren Schneisen! Und dann – silberne Trompeten, Hörner, ein Babylon von Schreien, Pauken und Trommeln ... Die Lava der Kavallerie sehen!

Ständig hatte ich das Gefühl, dass sich in Petersburg unbedingt etwas sehr Prachtvolles und Feierliches ereignen müsse.

Ich war begeistert, als man anlässlich der Begräbnisfeierlichkeiten für den Thronfolger die Straßenlaternen mit Trauerflor überzog und mit schwarzen Bändern umwand. Die militärischen Wachablösungen bei der Alexandersäule, Generalsbegräbnisse und die »Durchfahrten« waren meine tagtäglichen Unterhaltungen.

»Durchfahrten« nannte man damals die Stadtrundfahrten des Zaren und seiner Familie. Ich hatte mir ein besonderes Geschick zugelegt, solche Dinge herauszukriegen. Da kamen etwa beim Anitschkow-Palast Offiziere der Palastpolizei wie beschnauzte rötlich braune Küchenschaben hervorgekrochen: »Nichts Besonderes, Herrschaften. Gehen Sie bitte weiter. Seien Sie so freundlich ...« Aber schon streuten die Hausmeister mit Holzschaukeln einen gelben Sand, die Schnurrbärte der Polizei-Inspektoren waren frisch gewichst, und an der Karawannaja oder der Konjuschennaja waren Polizisten wie die Erbsen ausgestreut.

Mir machte es Spaß, die Polizisten mit meinen Fragen zu belästigen – wer denn ausfahren würde und wohin, was sie sich nie zu sagen getrauten. Ich muss zwar gestehen, dass mich das Vorüberflitzen einer wappengeschmückten Kutsche mit ihren goldenen Vögelchen auf den Laternen oder eines englischen Schlittens mit seinen netzbedeckten Trabern immer wieder enttäuschte. Trotz allem fand ich dieses Durchfahrtsspiel recht lustig.

Die Petersburger Straßen erweckten in mir einen Durst nach großen Schauspielen, und allein schon die Architektur dieser Stadt rief in mir einen kindlichen Imperialismus hervor. Ich phantasierte von den Harnischen des Leibgarderegiments, den römischen Hel-

men der Gardekavalleristen und den silbernen Posaunen der Preobraschenskij-Regimentskapelle, und mein liebstes Vergnügen war, nach der Maiparade, die Regimentsfeier der Gardekavallerie an Mariä Verkündigung.

Ebenso erinnere ich mich an den Stapellauf des Panzerkreuzers »Osljabja«, wie da die ungeheure Meeresraupe auf das Wasser hinauskroch, und an die Hebekräne und die Metallrippen der Schiffsbauhalle.

Dieser ganze Wust von Säbelgerassel und einer Art Polizeiästhetik hätte nun dem Söhnchen irgendeines Korpskommandanten mit den entsprechenden Familientraditionen weit besser angestanden als mir und passte sehr schlecht zu den Küchendünsten unserer mittelbürgerlichen Wohnung, zum Arbeitszimmer meines Vaters, das scharf nach Leder roch, Glacéleder und Kalbsleder, und zu den jüdischen Geschäftsbesprechungen.

UNRUHEN UND FRANZÖSINNEN

Die Tage der Studentenunruhen bei der Kasaner Kathedrale waren immer schon im Voraus bekannt. In jeder Familie gab es einen Studenten, der die Sache ankündigte. So kam es, dass eine ganze Publikumsmasse zusammenströmte, um sich, natürlich aus respektvoller Entfernung, diese Unruhen anzusehen: Kinder mit ihren Kindermädchen, Mamas und Tantchen, die es nicht geschafft hatten, ihre Rebellen zu Hause zurückzuhalten, alte Beamte und allerlei Müßiggänger. Am Tag der angekündigten Unruhen wogte auf den Trottoirs des Newskij-Prospekts von der Sadowaja bis zur Anitschkow-Brücke eine dichte Zuschauermenge. Dieser laute Haufen hatte Angst, bis zur Kasaner Kathedrale vorzugehen. Die Polizei war in den Innenhöfen versteckt, etwa im Hof der katholischen Katharinenkirche. Der Kasaner Platz war verhältnismäßig leer, da gingen erst kleine Häufchen von Studenten und richtigen Arbeitern auf und ab – auf die Letzteren wurde mit Fingern gezeigt.

Plötzlich ertönte vom Kasaner Platz her ein langgezogenes, immer lauter anschwellendes Geheul, etwas in der Art eines anhaltenden »u-u-u« oder »i-i-i«, das in ein drohendes Gebrüll übergang und immer näher kam. Dann wichen die Zuschauer jäh zurück, und berittene Polizisten drängten die Menschen zusammen. »Die Kosaken! – Die Kosaken!«, fuhr es wie ein Blitz durch die Menge, schneller noch, als die Kosaken selbst herangesaust kamen. Die eigentlichen »Unruhestifter« wurden umzingelt und in die Michails-Manege abgeführt, und der Newskij lag auf einmal so verlassen da, als hätte ihn ein Besen leergefegt.

Die dunklen Volksmassen auf den Straßen waren meine erste klare und bewusste Wahrnehmung. Ich war genau drei Jahre alt. Es war das Jahr 1894, man hatte mich von Pawlowsk nach Petersburg mitgenommen, weil meine Eltern die Begräbnisfeierlichkeiten für Alexander III. sehen wollten. Am Newskij, irgendwo gegenüber der Nikolajewskaja, hatten wir im dritten Stock eines möblierten Hauses ein Zimmer gemietet. Bereits am Vorabend war ich aufs Fensterbrett geklettert, sah von da aus die Straße, die schwarz war vor Menschen, und fragte: »Wann fahren sie denn?« – »Morgen«, wurde mir gesagt. Dass all diese vielen Menschen die ganze Nacht auf der Straße verbringen würden, versetzte mich ganz besonders in Erstaunen. Selbst der Tod noch erschien mir bei der ersten Begegnung in einer völlig unnatürlichen, prachtvollen und pompösen Gestalt. Einmal ging ich mit meinem Kindermädchen und meiner Mama am schokoladefarbenen Gebäude der italienischen Botschaft am Mojka-Ufer vorbei. Plötzlich gehen da die Türflügel auf, und alle lässt man ungehindert hineingehen, nach Harz riecht es da, nach Weihrauch und etwas Süßem und Angenehmem. Schwarzer Samt dämpft den Eingang und die Wände, überall Silber und tropische Pflanzen. Hoch oben lag der einbalsamierte italienische Gesandte. Was ging mich das alles an? Ich weiß es nicht, doch es waren starke und helle Eindrücke, die mir wertvoll geblieben sind bis auf den heutigen Tag.

Das Alltagsleben der Stadt war arm und einförmig. Jeden Tag gab es gegen fünf Uhr den Spaziergang auf der Großen Morskaja –

von der Gorochowaja bis zum Generalstabsbogen. Alles, was in der Stadt an Müßiggang und Herausgeputztheit vorhanden war, bewegte sich langsam auf den Trottoirs hin und zurück, verbeugte sich voreinander und lächelte sich zu: Geklirr von Sporen, französische und englische Gespräche, lebendig gewordenes Schaufenster eines englischen Ladens oder Jockey-Clubs. Gerade hierher führten die Bonnen und Gouvernanten, jugendliche Französinen, die ihnen anvertrauten Kinder: Nur um zu seufzen und Vergleiche zu ziehen zwischen der Morskaja und den Champs-Élysées.

Für mich stellte man so viele Französinen ein, dass all ihre Züge durcheinandergeraten und zu einem einzigen Porträtfleck zusammengefloßen sind. Meiner Ansicht nach waren all diese Französinen und Schweizerinnen von den vielen Liedern, Schreibvorlagen, Lesebüchern und Konjugationen in ihre eigene Kindheit zurückgefallen. Im Zentrum ihrer durch die Lesebücher verzerrten Weltanschauung stand die Gestalt des großen Kaisers Napoleon und der Krieg von 1812, dann folgte Jeanne d'Arc (mir fiel übrigens auch eine Schweizerin zu, die Calvinistin war), und wie sehr ich mich in meiner Wissbegierde auch bemühte, von ihnen etwas über Frankreich in Erfahrung zu bringen – es wollte sich nichts ergeben außer der Vorstellung, dass es ein herrliches Land sei. An den Französinen schätzte man die Kunst, viel und schnell zu reden, an den Schweizerinnen ihre Kenntnis von Liedern, deren Krönung das Liedchen von »Malbrough« war. Diese armen Mädchen waren durchdrungen vom Kult großer Persönlichkeiten: Hugo, Lamartine, Napoleon und Molière ... sonntags ließ man sie zur Messe gehen, keinerlei Bekanntschaften waren ihnen erlaubt.

Irgendwo in der Île-de-France: Weintraubenfässer, weiße Wege, Pappeln, ein Winzer ist mit seinen Töchtern zur Großmutter nach Rouen gefahren. Er kommt zurück – alles »scellé«, Kelterpressen und Bottiche sind plombiert, an den Türen und Kellern – Siegellack. Der Verwalter hatte versucht, ein paar Eimer jungen Weins zu verheimlichen, um der Verbrauchssteuer zu entgehen. Er wurde erwischt. Die Familie ist ruiniert. Eine riesige Geldstrafe – und in der Folge schenken mir Frankreichs gestrenge Gesetze eine Erzieherin.

Aber was konnten mich die Regimentsfeiern der Garde angehen, die einförmige Schönheit der Infanteristenheere und Pferde, die Bataillone der steinernen Gesichter, die mit dröhnendem Schritt durch die von Granit und Marmor graue Millionnaja strömten?

Diese ganze schöne Fata Morgana Petersburgs war nur ein Traum, eine über den Abgrund geworfene glänzende Decke, um mich herum jedoch breitete sich das Chaos des Judentums, keine Heimat, kein Haus, kein Herd, sondern ein Chaos, ein dunkler Schoß, aus dem ich hervorgegangen war, eine unvertraute Welt, die ich fürchtete, die ich verworren ahnte und vor der ich weglief, immerzu weglief.

Judäisches Chaos drang durch alle Ritzen unserer steinernen Petersburger Wohnung, drohte mit Zerstörung, tauchte im Zimmer auf als Mütze eines Gastes aus der Provinz, als Schrifthäkchen in den Büchern der »Genesis«, die nie gelesen wurden und auf dem untersten Brett des Bücherschranks, unter Goethe und Schiller, in den Staub verbannt dastanden – und schließlich als Fetzen eines schwarz-gelben Rituals.

Das kräftige, rotwangige russische Jahr kullerte durch den Kalender mit seinen buntgefärbten Eiern, den Weihnachtsbäumen, den stählernen finnischen Schlittschuhen, seinem Dezembermonat, den mit Glöckchen geschmückten Schlitten zur Karnevalszeit und den Sommerferien in einem Landhaus. Und bei uns nun ging ein Gespenst um – Neujahr im September, unfrohe, seltsame Feiertage, die mein Ohr peinigten mit ihren wilden Namen: Rosch Haschana und Jom Kippur.

INHALT

DAS RAUSCHEN DER ZEIT	5
Musik in Pawlowsk	7
Kindlicher Imperialismus	10
Unruhen und Französinnen	14
Der Bücherschrank	17
Das Judäische Chaos	23
»In einem allzu herrschaftlichen Pelz«	30
DER STEIN	37
Der Laut – behutsam, stumm	39
Ein Flittergold, das helle Brennen	39
Kinderbücher, nur sie noch zu lieben	40
Nicht ein Wort ist zu verlieren	40
Silentium	41
Das Ohr – ein fein gespanntes Segel	42
Aus zäher, morastiger Tiefe	42
Wie langsam nun der Schritt der Pferde	43
Warum mag die Seele nur singen	44
Die Muschel	45
Ich schaudere auf vor Kälte	46
Ich hasse Sternenlicht	47
Dein Gesicht, das quälend ungewisse	47
Nein, nicht den Mond, ein helles Zifferblatt	48
Goldstück	49
Ein Lutheraner	50
Das angespannte Schweigen	51
Bach	52
Kino	53
Tennis	55
Vom leichten Leben waren wir halb verrückt	56
Die Luft – vertrunken, und das Brot vergiftet	57
Walküren im Fluge, der Geigensang	57

Von alten, rauen Zeiten sprechen	58
»Gefrorenes!« Sonne. Die Luft – ein Biskuit	59
Die Namen blühender Städte mögen weiter	59
Die Klänge Ossians, ich hab sie nie vernommen	60
Europa	61
Ein Feuer wird es tilgen	62
Auf dem Athos-Berg noch heute	63
Einer unerhörten Freiheit	64
Schlaflosigkeit. Homer. Gespannte Segel	65
ÜBER DEN GESPRÄCHSPARTNER	67
Der Morgen des Akmeismus	69
Über den Gesprächspartner	74
Das Wort und die Kultur	82
Menschenweizen	89
Das Ende des Romans	94
Humanismus und Gegenwart	98
TRISTIA	103
Die Stimmenvielfalt wie von Mädchenchören	105
Glashell Petropolis: hier gehen wir zugrunde	106
Kein Auferstehungswunder glaubend	107
Diese Nacht – nicht gutzumachen	108
Solominka	109
Aus der Flasche ein Strom	111
An Cassandra	113
Wie herrlich du die Wörter sprichst	114
Wenn die Uhr tickt: Grillenlieder	115
In ungeheurer Höhe, dort – ein irrer Schein	116
Die Dämmerung der Freiheit	117
Wie fremd ist alles in der Zoten-Hauptstadt	118
Telefon	119
Tristia	120
Schwestern: Schwere und Zartheit	122
Venedigs Leben, unfruchtbar und düster	123

Das Wort vergaß ich, das ich sagen wollte	124
Nimm dir zur Freude nun aus meinen Händen	125
Petersburg: Es wird uns neu zusammenführen	126
Nicht anders nun als andre	127
Bahnhofskonzert	128
Nachts, da draußen, wusch ich mich	129
Dem ist der Winter Arrak, Punsch von blauer Helle	130
Den rosa Schaum der Müdigkeit auf weichen Lippen	131
Kälte kitzelt meinen Scheitel	132
Ich weiß nicht, seit wann das Lied	133
Meine Zeit	134
Der Hufeisenfinder	136
Griffel - Ode	140
Der 1. Januar 1924	143
Nein ich war nirgendwo und niemands Zeitgenosse	146
Ich lauf durch den Ort der Nomaden	147
Das Leben fiel, ein Wetterblitz	148
DIE ÄGYPTISCHE BRIEFMARKE	151
MANDELSTAM LACHT	195
Ich schreibe ein Szenario	197
Scherzgedichte & Selbstporträts	199
Dass Sie wohl gern ein Spielzeug wären	199
Ich hab Armut schon immer geliebt	199
Anthologie des antiken Blödsinns	200
Das Sport - Sonett	200
Fußball	201
Eine Kuh frisst ruhig ihr Heu	201
Gasel	202
Ich wurde gesäugt mit der Milch	202
Und wenn du trauerst	202
Lied eines freien Kosaken	202
Mandelstam Iossif schuf dieses und jenes Epigramm	203
Pomponytsch, wohl ein Bürger Roms	203

In unsern Zeiten sind so selten doch geworden	203
Die Gebrüder Goncourt	204
Der Kutscher und Dante	205
Hut, gekauft vor wohl zehn Jahren	205
Wermel war bei Kant beschlagen	206
An den Imker stets gewöhnen sich die Bienen	206
Sebastian und Bach	207
Ein Schneider, hoch	207
Beschluss	208
EIN DICHTER ÜBER SICH SELBST	209
Der Pelz	211
Der Sowjetschriftsteller und die Oktoberrevolution	215
Vierte Prosa	215
DIE REISE NACH ARMENIEN	227
Sewan	229
Die Franzosen	236
Aschtarak	239
Der Alagös	243
Notizbuch zur Reise nach Armenien	248
MITTERNACHT IN MOSKAU	255
Die Angst ist bei uns, mit im Bund	257
Armenien	258
I. Die Rose des Hafis bewegst du	258
III. Ach ich seh nichts mehr, das arme Ohr liegt nun	258
IV. Den Mund verhüllt, eine taufeuchte Rose	259
VI. Du Staat des schreienden Gesteins	259
XI. Ich werde dich nie wieder sehen	260
XII. Azur und Lehme, Lehme und Azur	260
Dornige Sprache des Ararat-Tals	261
Ich liebe sein mühevolltes Leben	261
Wildkatze ist sie, Armeniens Sprache	262
Leningrad	263

Der Welt der Mächtigen war ich nur kindlich verbunden	264
In der Küche setzen wir uns hin	265
Hilf mir, Herr, nur durch diese Nacht	265
Mitternacht – dann wird das Herz neu zum Räuber	265
Dir nur sag ich hier inständig	266
Für den pochenden Mut einer künftigen Zeit	267
Mein Alexander Gerzowitsch	268
Wimpernhaar, stechend. Im Innern	269
Nein ich find kein Versteck	270
Ich trink auf soldatische Asten, auf alles	271
Nun bewahr es, auf immer, mein Wort	272
Genug gemurrt jetzt! In den Tisch mit den Papieren	273
Fragmente aus vernichteten Gedichten	274
I. Im Jahre einunddreißig des Jahrhunderts	274
II. Schon lieb ich Moskau, das Gesetz von neuem	274
III. Und wenn du leben willst, so schaust du lächelnd	274
IV. Ich bin kein Kind mehr	275
Der Kutscher	276
Mir fehlt noch etliches zum Patriarchen	278
Lamarck	280
An die deutsche Sprache	282
Versuch sie nicht, die fremden Sprachen	284
Die Wohnung: papierene Stille	285
Epigramm gegen Stalin	287
Achtzeiler	288
I. Ich seh das Gewebe erscheinen	288
IV. O Schmetterling, o Muselmanin	288
V. Und Schubert auf dem Wasser	288
VI. Nun sag mir, du Wüstenskizzierer	289
X. In nadelverseuchten Pokalen	289
XI. Ich trete hinaus aus dem Raum nun	289
Blaue Augen, das Stirnbein darüber	290
Meisterin der schuldbewussten Blicke	292

GESPRÄCH ÜBER DANTE

(Kernsätze)

293

DIE WORONESCHER HEFTE

	307
Deine Schultern so schmal, rotgepeitscht an der Wand	309
Schwarzerde	310
Ich muss nun leben, war schon zweifach tot	310
Du lass mich frei, Woronesch, gib mich wieder	311
Was ist das für eine Straße?	311
Ich liege in der Erde, rühre meine Lippen	312
Geschorene Kinder	312
Kama I & II	313
Genommen habt ihr mir: die Meere, Lauf und Flug	314
Wie kann ich die Tote, die Frau nun noch loben?	314
Auf leblosen Wimpern da: Isaak erfror	315
Nicht als Mehl von einem weißen Falter	316
Nein, nicht Migräne – und doch, reich ihn her	317
Die Geburt des Lächelns	318
Ein wenig staunen noch, sei's nur für heute	318
Stieglitz, eins mit mir, den Kopf nach hinten	319
In mir nicht, und auch nicht in dir – in ihnen	319
Im Innern seines Bergs liegt dieser Götze träg	320
Mit einem Plättchen des »Gillette«	321
Wegzeichen für den fernen Tross	322
Wie ein verspätetes Geschenk	322
Hefe, kostbar, dieser Welt	323
Ich bin nicht tot und nicht allein – für eine Weile	323
Ich schau dem Frost allein nun ins Gesicht	324
Was tun mit ihr, der Ebene: Erschlagenheit	324
Vergleiche nicht: das Lebende ist unvergleichlich	325
Kämpft sich's von Beigemisch, Beschlag erst frei	325
Ich stehe nun im lichten Spinngewebe	326
In weite Ferne gehen Hügel: Menschenköpfe	326
Der Januar ... wo kann ich nun noch leben?	327
Aufspringen runder Buchten, Kiessand, blauer Flügel	328

Ich singe, karg die Seele, feucht die Kehle, kalt	328
Mit Sehnsinn leiser Wespen reich versehen	329
Verse vom unbekanntem Soldaten	330
1. Dieser Luftstrom, er soll es bezeugen	330
6. Soll denn dafür der Schädel aufsteigen	331
8. Von dem Blut schwellen an die Aorten	331
Das Abendmahl	332
Hab verirrt mich am Himmel – was nun?	333
Doch vielleicht ist's die Spitze zum Irrsinn	334
O ich möchte fliegen, sehr	335
Blaues Töpferreich, Insel der Kreter	336
An die Lippen hin führ ich das Grün	337
Die leere Erde unwillkürlich rührend	338
BRIEFE AN NADESCHDA	339
Feodossija, 5. Dezember 1919	341
Leningrad, 11. November 1925	342
Leningrad, 28. Februar 1926	344
Leningrad, 5. März 1926	346
Leningrad, 9. März 1926	348
Moskau, 13. März 1930	350
Tambow, 26. Dezember 1935	352
Woronesch, 22. April 1937	355
Woronesch, 28. April 1937	356
Woronesch, 2. Mai 1937	357
Woronesch, 4. Mai 1937	358
An Alexander Mandelstam und Nadeschda Mandelstam	360
Nadeschda Mandelstam: Der letzte Brief	361
ANHANG	363
Editorische Notiz	365
Daten zu Leben und Werk	368
Dichter über Ossip Mandelstam	372
Nachwort: Mandelstams Stimme	373